

Ein bewährt Servet vir Zauberen.

Man grabe die Teufels Abbis Wurzel zu Latein „Mories Diaboli“, gebe solche den Rossen, desgleichen Vieh zu essen, so dürft ihr keine Sorge dafür Haben, ihr verwahrloset es denn sonst muthwillig, die Wurzel ist gleichfalls den Menschen ein köstlich präservativa, nicht nur für die Pestilenz, sondern auch wieder allerley Teufelen und Zauberen. Man darf den Rossen oder Viehe zu solcher Pestzeit nicht mehr täglich als eines Fingers gros geben, einem Menschen aber ist genug, ohngefähr einer Bonen groß genossen.

Für geschwinde und ansteckende Krankheiten der Pferde.

Nim ein faul stinkend Ey, dasselbe stecke dem Pferde zu Hals, stoße es mit einem Farren Schwanz hinab, lasse ihm darauf die zwei Lungenadern schlagen, jedoch daß man ihm nicht zu viel Blut laufen lassen, sammle das Blut von jeder Ader absonderlich in einen Topf, nim darunter aus der Schmitte 1 Maß Löschwasser und den Kot von einem jungen Knaben von 6 jaren, auf stinkende Eyer samt den Schalen, wohl durcheinander geriert, und dem Pferde eingegossen, und darauf 12 Stunden fasten gelassen, dan ein wenig Hey vorgeben, siede darauf eichen schößlinge in Löschwasser und tränke das Pferd solange davon, als die Krankheit währet.

Es muß eine harte Pferderasse gewesen sein, die bei Remedien dieser Art nicht kreperte, sondern sogar gesund wurde. Da darf es niemand wundernehmen, wenn Napoleon I. bei seinen vielen Kriegszügen die Gäule für seine Geschützbespannung mit Vorliebe aus unserer Gegend und aus der Eifel und dem Hunsrück holen ließ. Die Hexen und der Teufel sind wenig von der Kraftanstrengung des weit und breit damals anerkannten Hufschmiedes berührt worden, sie leben in Gestalt von Reid und Haß fröhlich weiter. Aber etwas gutes hat dieser Schwindel doch in sich getragen, er enthob den Zauberer sicher der materiellen Sorge, denn eine gute Wirkung hing auch hier ab von guter Bezahlung.

Die Naturfreundin. Ich stehe auf dem Aussichtsturm des Schwarzenberges und kann mich von dem geradezu wunderbaren Blick, von der Schönheit der Landschaft nicht trennen. In der abendlichen Stille hör ich



Mittelalterlicher Justiztag in Saarbrücken.

ein dumpfes Murmeln und Reuchen auf den Steintreppen des Turmes, es krabbeln etwas aufwärts. Ein Ehepaar stapft langsam Stufe um Stufe zur Höhe. Nach Luft schnappend und schweißtriefend erscheint sie (mindestens 250 Pfund), hinter ihr wie der steinerne Geist aus „Don Juan“ der rüstige Gemahl. „Na, was is nu?“ poltert sie, „nee, so ein Quatsch, schleppst du mich hierauf, damit ich seh, wie schön es unten ist, wo wir so nett gefesse han! Halbtot bin ich, mein ganzer Körper ein einziger Schweißtropfen. Und das ist nu Naturschönheit! Los, Philipp, zmunner, ich han gerad genug davon!“ Und errötend folgt er ihren Spuren!

Dr Better Lui vunn Moolicht. Er glaubt zwar nicht selbst, was er erzählt, aber er glaubt, daß es die andern ihm glauben. Sikt er da abends beim Rolle und erzählt: „Heid morje schickt mich mei Alt in de Gaarde, for Meerrettich ze holle. Ihr wisse der leih omwe iwerner alde Schacht. Ich also hin, holle so e Schtrunke in die Hand un fange an ze zieje. Zieje un zieje un der Meerrettich heert nit uff un heert nit uff un gebt immer länger. Ich ringle ne uff, wie e Schiffsääl, awwer 's gebt immer noch meh! Uff ämol hann ich am leichte Behn gemerkt, daß 's ball uffheert un pleklich gebts e Ruck, un ich leije uff'm Buckel. Awwer was menne-ner! Unne in dä Meerrettich war e Nagel ninn-geschlah un doh hat e Gruwelamp dran gehonk. Ich war aus'm Schtaune noch nit eraus, do schtreckt äner de Kopp zu demm Loch eraus un schilt mich schimperlicher Kerl un so, was hollschde mir mei Lamp vor'm Schtof eweg? — Was kann ich dann dodesfor, wann mei Meerrettich durch den alde Schtolle bis noh Bonderheid gewachs is, niwohr?“

Ein zarter Wink. Aus Bischmisheim. Ein heiratsfähiger Jüngling: „Hier scheint ja alles durch Heirat miteinander verwandt zu sein.“ Junges Mädchen, verschämt: „Alldings, aber ich bin noch nicht verwandt.“